



Glaubenssachen

Sonntag, 5. März 2023, 08.40 Uhr

10 Jahre Papst Franziskus
„Und jetzt beginnen wir diesen Weg...“
Von Matthias Drobinski

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Um kurz nach 19 Uhr hallt an diesem windkalten Mittwoch ein kollektiver Schrei über den Petersplatz in Rom, wo zehntausende Menschen unter Schirmen und in Regenjacken ausharren: Weißer Rauch! Es gibt einen neuen Papst; 27 Stunden und fünf Wahlgänge haben die 115 Kardinäle gebraucht, um einen Nachfolger für den zurückgetretenen Papst Benedikt XVI. zu bestimmen. Dann tritt er auf die Loggia, gekleidet in schlichtes Weiß. Das blecherne Brustkreuz ist ihm verrutscht, er hält den Kopf gesenkt, sagt, ein wenig nuschelnd und mit weicher Stimme: „Brüder und Schwestern: guten Abend.“ Er dankt den Menschen auf dem großen Platz für den warmherzigen Empfang in der Kälte, betet mit ihnen das Ave Maria und ein Vaterunser, spricht von Vertrauen, Brüderlichkeit, dem gemeinsamen Weg. Dann sagt er: „Ich bitte euch um einen Gefallen. Bevor ich euch segne, bittet um einen Segen für mich, euren Bischof.“ Er neigt sich, und in Stille beten hunderttausend Menschen auf dem Platz für ihn. Das Pontifikat des Jorge Mario Bergoglio aus Argentinien beginnt an diesem 13. März 2013 mit einer unerhörten Demutsgeste. Es scheint eine Zeitenwende in der römisch-katholischen Kirche zu sein.

Denn schon in den ersten Tagen seiner Amtszeit wirft dieser 76-jährige Mann, der bislang Kardinal in Buenos Aires war, eine Tradition nach der anderen über den Haufen. Allein schon der Name, den er als Papst tragen möchte, ist eine Provokation. Franziskus. Franz von Assisi, der Patron der Armen, der sich vor Gericht nackt auszog und den Tieren predigte, galt im Vatikan mit all seiner Pracht und Macht immer schon als subversiv. Oder die Geschichte, wie der päpstliche Zeremonienmeister dem neu gewählten Papst den prachtvollen Umhang reichen will: „Der Karneval ist vorbei“, soll Franziskus den verdutzten Zeremonienmeister angeherrscht haben – und in schlichter, weißer Albe hinaus zu den Leuten gegangen sein. Der Neue zieht nicht in den prachtvollen Apostolischen Palast mit seinen Marmorböden, Perserteppichen und Kunstwerken. Er bleibt in Santa Marta, im Gästehaus des Vatikans wohnen; er wolle weiterhin unter Menschen sein, sagt er. Statt der handgenähten roten Schuhe, auf die sein Vorgänger Benedikt XVI. so großen Wert legte, trägt er schwarze Gesundheitsschuhe; statt in der Staatskarosse lässt er sich im Mittelklassewagen kutschieren. Und mancher Kardinal aus dem reichen Europa lässt in diesen aufregenden Tagen in Rom das schöne Auto stehen, gibt dem Fahrer frei und geht zu Fuß zu den ersten Treffen und Heiligen Messen mit dem Neuen.

Sie hatten ja die Veränderung gewollt, die meisten Kardinäle jedenfalls. Die tiefe Krise ihrer katholischen Kirche, der größten Glaubensgemeinschaft der Welt, ist ja nicht mehr zu leugnen. Am 11. Februar, dem Rosenmontag ausgerechnet, ist Benedikt XVI. zurückgetreten, weil er sich den Aufgaben und der Last des Amtes nicht mehr gewachsen sieht. Der Skandal um die sexualisierte Gewalt durch Priester und Ordensleute erschüttert die Kirche, immer weiter. Und dann hat die Vatileaks-Affäre katastrophale Zustände in der Kurie, der römischen Kirchenzentrale offenbart: Dokumente, vom päpstlichen Kammerdiener weitergegeben, erzählen von Korruption, Missmanagement, Günstlingswirtschaft, schwulen Seilschaften, die ihre Macht auf der kirchlichen Verteufelung gelebter Homosexualität aufbauen. Eine autoritär geführte Zentrale mit höfischen Strukturen und verbreiteter Doppelmoral – das empört auch viele der Kardinäle, die sich nun täglich in den Sitzungen des sogenannten Vor-konklaves treffen.

Es ist dann eine nicht einmal fünf Minuten dauernde Wortmeldung, die Kardinal Jorge Mario Bergoglio zum Favoriten für das Papstamt macht. Die katholische Kirche sei „aufgerufen, aus sich selbst herauszugehen und an die Ränder zu treten“, sagt er, „nicht nur an die geografischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz.“ Tue sie das nicht, kreise sie um sich selbst und werde krank; „die Übel, die sich im Laufe der Zeit in den kirchlichen Institutionen entwickeln, haben ihre Wurzel in dieser Selbstbezogenheit. Es ist ein Geist des theologischen Narzissmus.“

Hinaus aus der Selbstbezogenheit, hin zu den Menschen an den Rändern – das ist das Gegenprogramm zu jener Rede, die 2005 Joseph Ratzinger vor dem Konklave gehalten hat. Der beklagte damals die „Diktatur des Relativismus“ und beschrieb die katholische Kirche als Schiff, das von den Stürmen der Zeit bedrängt werde. Nun aber ist die Zeit reif für einen Papst, der selbst vom Rand der Weltkirche und nicht aus Europa kommt, der eine völlig andere Biografie hat als der Gelehrtenpapst Benedikt XVI.. Der Argentinier ist das Kind einer italienischen Einwandererfamilie, erst Chemietechniker, dann Jesuit. Mit dem Rabbiner Abraham Skorka ist er befreundet, weil beide Fans des Fußballklubs Atlético San Lorenzo sind.

Jorge Mario Bergoglio hat sich gewandelt, vom konservativen Jesuitenprovinzial, der sich durch die Zeit der argentinischen Militärdiktatur lavierte, zum Protagonisten einer nicht-marxistischen Form der Befreiungstheologie; als Erzbischof fährt er mit der U-Bahn und besucht die Armenviertel. Gegen den Widerstand Roms hat er 2007 auf der Synode der latein-amerikanischen Bischofskonferenz in Aparecida durchgesetzt, dass die Seelsorge im Mittelpunkt des kirchlichen Handelns stehen soll, nicht die Durchsetzung reiner Lehre. Da er sich zugleich in Argentinien als Gegner der „Ehe für Alle“ profiliert hat, erscheint er nun auch den Konservativen wählbar, den Skeptikern unter ihnen ist er mit 76 Jahren alt genug, um nicht allzu lange zu regieren. Der Weg ist frei für Franziskus, den ersten Papst aus Lateinamerika.

Und wie er loslegt auf diesem Weg. Seine erste Reise aus Rom heraus führt ihn auf die Flüchtlings-Insel Lampedusa, er wirft einen Kranz für die im Mittelmeer ertrunkenen Geflüchteten in die Wellen und beklagt die „Globalisierung der Gleichgültigkeit“ gegenüber den Armen auf der Welt, den Heimatlosen, Entrechteten. Am Gründonnerstag besucht er das Gefängnis und wäscht Strafgefangenen die Füße, nicht Priestern im Petersdom, wie bislang üblich. Er beruft einen Kardinalsrat, der eine umfassende Kurienreform in Gang setzen soll, wertet die Bischofssynoden auf, auf denen endlich echte Beratungen und Debatten möglich sein sollen.

Und er schreibt programmatische Schriften, die weit übers katholische hinaus die Welt aufhorchen lassen. „Mir ist eine verbeulte Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straße hinausgegangen ist, lieber als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verschlossenheit und Bequemlichkeit krank ist“, heißt es in seinem Programmschreiben „Evangelii gaudium“ – die Freude des Evangeliums. Franziskus geißelt dort den Klerikalismus und sagt über kirchliche Lehren: „Haben wir keine Angst, sie zu revidieren!“ Geradezu linksradikal klingt sein Satz: „Diese Wirtschaft tötet“; in der Aufregung darüber bemerken nur wenige Kommentatoren, dass Franziskus klar Nein zur Weihe von Frauen sagt und ein traditionelles Bild von Ehe, Familie, Sexualmoral zeichnet. Dieser Papst ist nicht liberal, sondern radikal. Gut zwei Jahre nach der Wahl zeigt sich das in seiner Umwelt-Enzyklika „Laudato si“, wo er die Erderhitzung als

Menschheitsproblem darstellt, angesichts dessen die Vernichtung der Ressourcen nicht mehr so weiter gehen kann wie bisher.

Da aber hat dieses so revolutionär begonnene Pontifikat schon seine ersten Risse bekommen. Franziskus wohnt immer noch im Zimmer 201 im Gästehaus, sitzt in Mittelklassewagen, hat ein „Heiliges Jahr der Barmherzigkeit“ verkündet. Doch die Kurienreform stockt, die beteiligten Kardinäle blockieren sich. Franziskus wünscht die Umkehr der Herzen, Strukturfragen und Ergebnispläne aber bleiben ihm fremd; statt die Kirchenverwaltung grundsätzlich zu reformieren, schafft er parallele Strukturen mit unklaren Zuständigkeiten. In seinen Weihnachtsansprachen gibt es für die Mitarbeitenden nicht immer nur Dank, sondern auch schon mal die Warnung vor Karrierismus und „geistlichem Alzheimer“. Überhaupt irritiert der Papst immer wieder mit groben Äußerungen, gute Katholiken müssten sich ja nicht vermehren wie Karnickel, sagt er – da zucken nicht nur die Kaninchenzüchter.

Vor allem aber organisieren sich nun die Konservativen in der Kurie und auch der Weltkirche, um zu verhindern, dass dieser Papst zu viel ändert. Als 2015 die Bischöfe in Rom beraten, welches Bild von Ehe und Familie die katholische Kirche künftig haben soll, da verhindert eine Sperrminorität jene Passagen, die verhältnismäßig freundlich über homosexuelle Beziehungen urteilen. Elf konservative Kardinäle veröffentlichen eine Kampfschrift zur Rettung des traditionellen Ehe- und Familienverständnisses, traditionalistische Verbände sammeln hunderttausende Unterschriften.

Immer deutlicher zeigt sich die zunehmende Spaltung der katholischen Weltkirche: Die Konservativen, vor allem aus Afrika, Osteuropa und den Vereinigten Staaten, fürchten den Ausverkauf der Wahrheit zu kleiner Münze. Zu ihnen gehören fromme Traditionalisten, stramm rechte Populisten, Kirchenvertreter aus patriarchal geprägten Ländern. Sie machen vielleicht ein Drittel der Bischöfe weltweit aus, aber sie sind mächtig, gut vernetzt mit Regierungen und Menschen mit viel Geld. Das mehrheitlich liberale Kirchenvolk in Westeuropa hingegen macht seinen Kirchenleitungen Druck: Sie sollen sich dafür einsetzen, dass Geschiedene, die wieder geheiratet haben, nicht länger von der Eucharistie ausgeschlossen werden, dass Frauen geweiht werden können, der Zölibat freiwillig wird. Und mittendrin: Papst Franziskus.

Es gibt keinen Kipp-Punkt dieses Pontifikats, kein einzelnes Ereignis, das diese zehn Jahre Regierungszeit in ein Vorher und ein Nachher teilen würde. Es wächst eher nach und nach das Missvergnügen über dieses Pontifikat. Bei den Konservativen sowieso. Aber auch bei Kurienmitarbeitern, die vor zehn Jahren noch begeistert waren, bei Bischöfen, die damals hofften, ihre Kirche würde mit diesem Franziskus die tiefe Sinn- und Identitätskrise überwinden.

Zu viele Enttäuschungen gibt es mittlerweile. Zwei Drittel der Bischöfe haben 2019 auf der Amazonassynode dafür gestimmt, versuchsweise erfahrene verheiratete Männer zu Priestern zu weihen – Franziskus hat die Idee nicht aufgegriffen. Der Kinderschutzgipfel im Februar des gleichen Jahres endet mit hehren Worten und harten Gesetzen gegen die sexualisierte Gewalt im Raum der Kirche, doch Fachleute wie der deutsche Jesuiten-pater Hans Zollner vom päpstlichen Kinderschutzzentrum beklagen, dass die konsequente Umsetzung fehlt. Kardinal Rainer Maria Woelki aus Köln, Kardinal Reinhard Marx aus München sowie Erzbischof Stefan Heße aus Hamburg sind noch im Amt, weil Fehler und Nachlässigkeiten im Umgang mit Missbrauchsfällen für den Papst nicht schön, aber auch keine große Sache sind.

Vielleicht war 2013 bei den deutschen Katholikinnen und Katholiken das Missverständnis so weit verbreitet wie nirgendwo sonst, dass da ein liberaler Papst in die Schuhe des Fischers Petrus geschlüpft sei, der nun Verständnis für die Liberalität des Kirchenvolkes in Deutschland haben würde. Nirgendwo in der Welt jedenfalls sind derzeit die Probleme zwischen Papst und Ortskirche mittlerweile so groß wie beim aus römischer Sicht traditionell schwierigen Kirchenvolk jenseits der Alpen.

Das hat sich auf einen sogenannten Synodalen Weg gemacht, einen Beratungsprozess, an dem zu gleichen Teilen Bischöfe und Kirchenvolk beteiligt sind – Auslöser war 2018 eine verheerende Missbrauchsstudie, die der Kirche nahelegte, die systemischen Ursachen der Gewalt und ihrer Vertuschung abzustellen. Seit 2020 beraten nun die Delegierten über den Umgang mit Macht in der Kirche, über die Frage, ob es eine neue Sexualmoral braucht, ob Priester ausschließlich zölibatär leben sollen und Weiheämter für Frauen offenstehen. Ab dem kommenden Donnerstag gehen die Beratungen in die letzte Runde, die Debatten werden kontrovers und emotional sein – und auch deshalb schwierig, weil ein Drittel der Bischöfe, ein Sechstel der Versammlung also, Beschlüsse blockieren können.

Papst Franziskus ist zum wichtigsten Verbündeten jener Minderheit auf dem Synodalen Weg geworden, denen die angestrebten Reformen zu weit gehen. Schon vor dem Beginn der Beratungen mahnte er, die Deutschen sollten nichts beschließen, was der Entscheidung auf Weltkirchenebene vorbehalten sei. Es war die erste von mehreren Interventionen des Papstes oder seiner Mitarbeiter, oft kamen sie auf Initiative der konservativen Minderheit in Deutschland zustande. Rom mahnte, der Synodale Weg habe nicht das Recht, Strukturen oder Lehren einzuführen, die die Einheit der Kirche gefährdeten oder die Amtsgewalt der Bischöfe schmälerten. Der Ton, den Franziskus anschlägt, geht mittlerweile ins Polemische: Es gebe doch schon eine sehr gute evangelische Kirche in Deutschland, hat er gesagt, da brauche es keine zweite. Wenig später legte er nach: die Versammlung sei kein „synodaler Weg, an dem das Volk Gottes als Ganzes beteiligt ist, sondern einer, der von der Elite veranstaltet wird“. Die Mehrheit der Delegierten kann nun entscheiden, ob sie den Konflikt mit dem Papst riskiert oder die Gläubigen in den Gemeinden enttäuscht.

Es sind auch die konservativen Deutschen im Vatikan, die des Papstes Bild von der Kirche in Deutschland prägen, Mitarbeiter und Anhänger des am Silvestertag gestorbenen emeritierten Papstes Benedikt. Das ist ein Grund, warum die deutschen Bischöfe in dieser Sache von Franziskus unverstanden bleiben, so sehr sie sich auch bemühen mögen, dem Papst zu erklären, dass sie keine zweite evangelische Kirche wollen, sondern ihre eigene, katholische zukunftsfähig machen. Zudem befürchtet Franziskus, dass es eine sich ohnehin auseinanderentwickelnde Weltkirche zerreißt, wenn einfach eine Teilkirche vorangeht und beschließt, was den anderen als Verrat am Glauben erscheint. Die Gefahr der Spaltung sieht er offenbar bei den Reformern und weniger bei den Konservativen, mit denen er in Rom zusammenleben muss – „Franziskus unter Wölfen“ hat der Vatikan-Experte Marco Politi sein Buch über deren Kampf gegen Franziskus genannt.

Vielleicht ist es aber auch einfach so: Papst Franziskus will das nicht. Er will nicht, dass eine Teilkirche einfach vorangeht und über Frauenweihe, Zölibat, den Umgang mit Macht und Hierarchie frei diskutiert, er will nicht die echte Mitbestimmung des Gottesvolkes in der Kirche. Er hat einen eigenen, weltweiten Synodalen Beratungs-

prozess begonnen, der bis 2024 gehen soll – dieser Prozess gleicht eher dem, was man in der Industrie das innerbetriebliche Vorschlagswesen nennt: Jeder darf sagen, was er gern anders machen würde, und am Ende entscheidet der Chef, was umgesetzt wird.

Und so erscheint Franziskus nach zehn Jahren im Amt als ein ambiger Papst, bei dem vieles unverbunden, vieldeutig, widersprüchlich nebeneinandersteht: der revolutionäre Mut, den Einsatz gegen Erderhitzung, Flüchtlingselend und Armut als genuine Aufgabe der Kirche anzusehen – und der Kleinmut, wenn es um Sexualität, Frauenrollen, den Umgang mit sexualisierter Gewalt geht. Sein autoritärer Grobianismus und die Betonung der zärtlichen Herzensumkehr. Seine Vorstellung von Barmherzigkeit, die Regeln und Gebote durchbricht – und doch zugleich die Herrschaft über die Regeln und Gebote bedeutet. Sein beeindruckendes schweigendes Gebet auf dem Petersplatz während der Corona-Pandemie, seine mutige Reise in die Demokratische Republik Kongo – und seine eigentümlichen Äußerungen zu Beginn der russischen Invasion in die Ukraine, wo er den Angriffskrieg relativierte.

Diese Widersprüche sind auch dem Denken Bergoglios geschuldet. Der italienische Philosoph Massimo Borghesi nennt ihn den »Papst der Gegensätze«: Franziskus geht davon aus, dass vermeintliche Widersprüche sich im Licht des Glaubens zu neuen Wahrheiten und Realitäten fügen. Es ist ein evolutionäres, kein revolutionäres Denken. Es setzt sich damit von der marxistisch orientierten Befreiungstheologie ab, aber auch von der Eindeutigkeits-ideologie der Päpste Johannes Paul II. und Benedikt XVI.: Es gibt nicht nur Schwarz und Weiß, sondern Grauzonen. Und die Wahrheit liegt oft im Kleinen, nicht in der großen Lösung; im Prozess, nicht in der Augenblicksentscheidung. Darin stecken viel Wahrheit und Weisheit. Aber des Papstes Versuch, Gegensätzliches entscheidungslos nebeneinander stehen zu lassen, kann zu bitteren Spaltungen führen, wenn in Europa Gläubige nicht mehr auf die nächste Generation vertröstet werden wollen, wenn der Kirche niemand mehr abnimmt, dass sie für Wert und Würde des Menschen eintritt, wenn sie zugleich Wert und Würde von Frauen und Homosexuellen missachtet, den Macht-missbrauch nicht abstellt. Ein Papst kann nicht nur Türen öffnen wollen – er muss auch durch sie hindurch gehen.

Wenn im Oktober 2024 die weltweiten Beratungen enden, wird Jorge Mario Bergoglio, Papst Franziskus, fast 88 Jahre alt sein, zwei Jahre älter als Papst Benedikt bei seinem Rücktritt. Das Gehen fällt Franziskus mittlerweile schwer, amtsmüde aber wirkt er nicht. So wird er wohl, solange die Kräfte reichen, im Gästehaus Santa Marta wohnen, wo unten im Empfangssaal ein schönes Bild hängt: Maria, die Knotenlöserin. Nicht alles, was sich verknotet hat, muss man selbst lösen – nicht einmal als Papst.

* * *

Zum Autor:

Matthias Drobinski, Publizist; Redakteur bei der christlichen Wochenzeitschrift Publik-Forum; sein Themenschwerpunkt: Religion und Kirche